



«Sie kennen uns nicht und fordern zu viel»

Fernab von Teppichhändlern und Touristenströmen lässt sich auf einer Fahrradtour durch Zentralanatolien ein Land entdecken, in dem Gastfreundschaft mehr zählt als Geld. Von einer Europa-Euphorie ist hier wenig zu spüren. Im Gegenteil: Die türkische Rolle des Bittstellers empfinden viele als eine Kränkung.

CORINNE BUCHSER
(TEXT UND BILDER)

Frauen sitzen mit Einkaufstaschen in Strassencafés, trinken Cola, lutschen Eis, rauchen. Frauen am Steuer, am Bankschalter. Mit selbstsicherem Gang promenieren sie durch die Einkaufsmeilen: in Stöckelschuhen, engen Röcken und Träger-T-Shirts, mit offenen langen Haaren. Nur selten sticht eine von Kopfbis Fuss verhüllte Frau im schwarzen Tschador aus der farnefrohen Masse.

Kleiderboutiquen, Handy-Läden, Videotheken und Kebap-Lokale reihen sich aneinander, in den Seitenstrassen ein paar Sexkinos. Aus dem Internet-Café sind Schüsse zu hören, drinnen sind Schüler in Krawatte und Anzug in ihr Computerspiel vertieft.

Samsun, mit rund 400 000 Einwohnern die grösste Stadt an der türkischen Schwarzmeerküste, ist ein prosperierendes Industrie- und Handelszentrum. Auf der Strasse kommt plötzlich Unruhe auf: Fenerbahçe Istanbul, der erfolgreichste

Fussballclub des Landes, hat soeben das Tor zum türkischen Meisterschaftssieg geschossen. Die Blechlawine auf den Boulevards kommt zum Stillstand. Aus den Autos, die bis auf den Kofferraum mit Fans gefüllt sind, werden Fahnen geschwenkt. Die Stadt versinkt im Freudentaumel, und die eindringliche Stimme des Muezzins geht in dem zu einer Woge anschwellenden Lärm aus Hupen, Gesängen und Knallpetarden unter.

Im Stadtpark, wo wir Zuflucht suchen, treffen wir auf Kemal Atatürk (1881–1938):

Souverän sitzt er im Sattel seines sich aufbäumenden Pferds, die rechte Hand bereit, um mit dem Schwert zum Schlag auszuholen, zum Schlag gegen die Besatzungsmächte. Am 19. Mai 1919 rief Atatürk in Samsun zum nationalen Befreiungskrieg gegen die alliierten Truppen auf, die nach der Kapitulation des Osmanischen Reichs Istanbul und die Küstenregionen besetzt hatten. Fast sieht es aus, als würde er nochmals losstürmen, um die vom Land her wehende «orientalische» Mentalität zu bekämpfen. Inmitten von Konsum und Kommerz wandern unsere Gedanken wehmütig zurück an den Anfang unserer dreiwöchigen Reise.

Unter den Augen Atatürks

Blühende Apfelbäume, rote Halbmond-Flaggen, Moscheen, die stolz in den braunkohlegeschwängerten Himmel ragen, an dem Störche vorüberziehen. Und immer wieder erstaunte, neugierige Blicke, Rufe, Hupen, Winken, Lachen: «Hos geldiniz!» Herzlich willkommen in Ankara! Beschwingt durch diese Begrüssung nehmen wir die von zartem Grün und roter Erde überzogenen Hügelkuppen in Angriff, hinter denen sich die unendliche Hochebene Zentralanatoliens erstreckt, fahren hinein ins Herz der Türkei, um herauszufinden, wie gross die Liebe für Europa ist.

Die Strasse schlängelt sich wie ein weisses Band durch die sanften Hügel, auf denen die Konturen von Kindern zu erkennen sind, die ihre bunten Drachen im Wind tanzen lassen. Am Wegrand offene Abfalldéponien, auf denen wilde Hunde wie über einem Königreich thronen. Hir-

ten mit Stock und Plastiksack. In den Dörfern, die sich vor der sie umgebenden Weite ehrfürchtig zu ducken scheinen, säumen Stuhlreihen den Strassenrand. Darauf sitzen schnauzbärtige Männer in braunen und grauen Jacketts, mit Mützen auf dem Kopf und Zigarette im Mund. Kinder in tadellosen Schuluniformen.

Unterwegs begegnen wir kaum Frauen, dafür immer wieder Atatürk, dem «Vater der Türken». Kaum ein Dorfplatz ohne Statue, kaum ein Haus ohne ein Porträt des Staatsgründers: Mit seinem strengen Blick unter den buschigen Brauen scheint er sein Volk nicht aus den Augen zu lassen. Atatürk, der nach dem Ersten Weltkrieg in einem nationalen Befreiungskrieg die Besatzungsmächte besiegte und sich ihnen anschliessend kulturell unterwarf. Um das orientalische, islamische Bauernland in eine westliche, laizistische Industrieland zu verwandeln, schaffte er das Kalifat ab, führte die lateinische Schrift und den Sonntag ein, verbot den Schleier und den Fes und schlug für den Panamahut die Werbetrommel. Atatürk, der die Türkei um jeden Preis in den Westen und in die Moderne führen wollte, ist bis heute omnipräsent. Doch wie stark schlägt das Herz seiner Kinder für Europa?

«Wie die Schweizer»

«Wäre das in der EU noch möglich?» fragt Abdullah und zeigt mit dem Kopf auf die Szenerie, die einem Film von Emir Kusturica entlehnt scheint. Aus dem Fernseher unter der knorrigen Weide dröhnt türkische Musik, davor liegt ein weisser Hirtenhund im Gras. Neben dem Tisch auf Rädern, der mit einem antiken Blumen-

Ankara-Samsun:

Eine dreiwöchige Reise durch Zentralanatolien und Kappadokien bis hinauf an die Schwarzmeerküste. Die Schweizer Veloreisenden wurden wie Staatsgäste empfangen und massen dem türkischen Volk den EU-Puls.

tischtuch bedeckt ist, brennt ein Feuer. Sami, der uns zum Nachtessen eingeladen hat, legt Holz nach, bringt das Wasser im russgeschwärtzten Kessel für den bittersüssen Schwarztee Çai zum Kochen, rüstet Gurken und Kartoffeln.

Mit den knöchellangen Hosen, dem ärmellosen T-Shirt und dem vom Wetter geerbten Gesicht, in dem ein dunkler Bart wuchert, sieht der 43-jährige Sami aus wie ein türkischer Robinson. Vor zehn Jahren hat er seine Arbeit als Vermesser aufgegeben und sich in Kalecik an den mit alten Pappeln gesäumten Ufern des Kizilirmak, des Roten Flusses, in einem Zelt niedergelassen. «Wegen der Natur», sagt er. Doch seine unruhig blickenden Augen lassen an dieser einfachen Erklärung zweifeln. Die Kochkünste des Aussteigers sind im Dorf bekannt. Hier kommt auch mal der Bürgermeister zum Essen vorbei.

Heute ist der 22-jährige Abdullah zu Gast, der mit seinen Freunden den Kauf eines knallroten Golf GTI feiern will. Sami serviert den über dem Feuer geschmorten, verlockend duftenden Kebab, einen Fleischspieß, der wie ein Turm aus dem Gemüsering auf der Platte ragt. Alte Zeitungen dienen als Sets. Wir essen alle aus demselben Teller. «Die Türkei wird nicht in die EU aufgenommen, und sie will es auch gar nicht», sagt Mehmet, ein Beamter aus Ankara. Auch Abdullah, unter dessen Jeanshosen polierte Halbschuhe hervorgucken, glaubt, dass Ministerpräsident Erdogan die Türken nicht wirklich nach Europa führen, sondern die EU-Kriterien lediglich als Reformmotor nutzen will: «Die Türken hängen zu stark an ihrer Kultur.» – «Wie die Schweizer», wirft Mehmet ein. «Die EU interessiert sich weder für unsere Traditionen noch für unsere Religion, sondern nur für die Wirtschaft», sagt Abdullah, der in Holland aufgewachsene Türke. Wegen des zunehmenden Rassismus in Holland denke er jedoch an eine dauerhafte Rückkehr in sein Heimatland; zurzeit absolviert er in Ankara ein Praktikum in Healthcare-Management.

Die EU kenne die Mentalität der Türken nicht, fordere zu viel, sei strenger als mit anderen Beitrittskandidaten. Abdullah findet es zwar positiv, dass sich die Türkei durch die EU-Debatte selbstkritisch hinterfragen und schauen müsse, wo sie im Vergleich zu Europa stehe, doch: «Wie können sie von uns verlangen, dass wir den Völkermord in Armenien anerkennen, wenn er doch gar nie stattgefunden hat.»

Eine Infragestellung dieser Aussage ist nicht ratsam. Wir ziehen es vor zu schweigen. Kritische Geschichtsschreibung ist in der Türkei kaum verbreitet, der emotionale Zugang zur eigenen Geschichte dominiert. Während das Osmanische Reich ein Vielvölkerstaat ohne ethnisch-sprachliches Nationalbewusstsein war, wollte Atatürk den Türken das Selbstwertgefühl einer homogenen Gemeinschaft vermitteln und die entmachtete Religion durch den Nationalismus als einheitsstiftendes Prinzip ersetzen.

Gastgeber Sami sieht einem möglichen EU-Beitritt der Türkei gelassen entgegen. «Für mich würde sich dadurch überhaupt nichts ändern», sagt er, während sich per Handy schon die nächsten Gäste zum Essen anmelden. «Aber meine Generation wird den EU-Beitritt sowieso nicht mehr erleben.»

«Allah korusun»

In dieser endlosen Landschaft, in der die Zeit an Bedeutung verliert und sie einem einzig vom regelmässigen Ruf des Muezzins in Erinnerung gerufen wird, gibt es für ein westliches Paar auf einem Tandem kein unauffälliges Durchkommen. Lastwagenfahrer breiten auf dem staubigen Boden einen Teppich aus und servieren Tee, Tomaten, Schafkäse, Gurken, Oliven und Zigaretten. Autos mit der beschwörenden Beschriftung «Allah korusun», Gott behüte uns, über der Windschutzscheibe halten an und wollen uns mitnehmen. In den Dörfern bil-



den sich Trauben von Männern um uns, sie bestaunen die Kuriosität auf zwei Rädern, kümmern sich mit staatsmännischer Manier um unser Wohlergehen – wobei das Wort immer an den Mann gerichtet wird.

In Akasaray gelangen wir auf eine der ältesten Handelsstrassen der Welt, fahren vorbei an Ruinen von Sultanhanı, in denen einst Karawanen aus Persien Unterkunft fanden. Überladene Lastwagen kriechen die Hänge hoch, eingehüllt in einer schwarzen Abgaswolke. Hinter den Hügeln, über die sich grüne Kornfelder schwingen, schaut die Schneekappe des majestätischen Vulkans Hasan Dagi hervor.

Auf einmal breitet sich vor uns eine märchenhafte Tuffsteinlandschaft aus: Kappadokien, ein Kunstwerk aus Felsen, Farben und Formen, eingerahmt von Weingärten und Aprikosenbäumen. Infolge der römischen Christenverfolgungen und der Arabereinfälle suchten Tausende von Christen in den abgeschiedenen Tälern Kappadokiens Zuflucht, bauten Wohnungen und Kirchen in die Felspyramiden, legten unterirdische Städte an. In Kappadokien, wo bis zum so genannten «Bevölkerungsaustausch» nach dem Ersten Weltkrieg türkische Moslems und griechische Christen friedlich zusammenlebten, treffen wir erstmals auf Touristen – und auf Yasar sowie das Ehepaar Kadir und Seher Halici.

Enttäuschung und Unverständnis

«Tritt die Türkei der EU bei, gibt es Aufbruch und Armut im Land», sagt Yasar in perfektem Hochdeutsch. Yasar, der in Deutschland seinen Dokortitel in Islamwissenschaften gemacht hat und jetzt in Ürgüp auf einem Campingplatz arbeitet, sieht die wirtschaftliche Chance der Türkei denn auch vielmehr im Osten. «Die Türkei muss auf eigenen Beinen stehen.»

Auch bei seinem Chef Kadir Halici, der insbesondere steigende Preise befürchtet, ist alles andere als EU-Euphorie zu spüren. «Wir waren jahrelang Gefangene des Internationalen Währungsfonds, jetzt wollen wir nicht Gefangene der EU werden», sagt er mit ernster Miene, steht ruckartig aus dem Sessel hinter seinem Holzschreibtisch auf und stellt sich ans Fenster. «In Brüssel sagen sie uns doch jetzt schon, was wir machen müssen.» Forderungen wie jene, PKK-Führer

Öcalan freizulassen, stossen auch bei seiner Frau auf Unverständnis: «Es sind zu viele Unschuldige gestorben», sagt Seher Halici in Jeans und Kopftuch und setzt sich in den frei gewordenen Sessel. Vor ihr liegt ein Taschenrechner, daneben steht der Tresor, über den ein Porträt von Atatürk wacht.

Islamwissenschaftler Yasar begrüsst es zwar, dass die Türkei vermehrt für die Menschenrechte sensibilisiert wird, aber dazu brauche es keine EU. In der EU stünden die Menschenrechte ja auch nicht gerade zum Besten, gibt Yasar zu bedenken und verweist auf die Enthüllungsgeschichten des Journalisten Günter Wallraff. «Durch Europa haben wir nicht nur Demokratie, sondern auch Rassismus kennen gelernt», sagt Yasar, der heute an keinen Gott mehr glaubt. Hier fielen die Touristen in Bikini und kurzen Hosen auch aus dem Rahmen, doch es würde toleriert. Trage jedoch eine Türkin in Deutschland ein Kopftuch, dann werde das sofort als Provokation betrachtet. Yasar missfällt an der EU-Debatte vor allem die «Unehrlichkeit». Europa verschweige, «dass die Türkei nicht erwünscht ist, weil sie ein moslemisches Land ist, ein grosses dazu, das bis zum Beitritt wohl das bevölkerungsreichste der EU wäre.»

Mit gemustertem Kopftuch, Rock und weiter Strickjacke serviert die jüngste Frau des Hauses ein rundes Silbertablett mit Schüsseln. Wir sitzen auf dem mit farbigen Teppichen belegten Boden und ziehen die unter dem Tisch ausgebreitete Decke wie eine Serviette über unseren Schoss. Kurz vorher befanden wir uns noch in unserem Zelt, hatten ein mulmiges Gefühl, als wir in dem abgelegenen Pappelwald bei Sorgun plötzlich Schritte hörten. Doch die drei Bauernsöhne Yücel, Yusuf und Ibrahim wollten uns bloss einladen. Mit dem Traktor führten sie uns über holprige Strassen in den Kreis von Ibrahims Familie.

Ismail Çigdemli, Ibrahims Vater, lehnt sich auf dem Sofa zurück, in der Hand die noch mit Plastik verhüllte Fernsehbedienung. Der Grossvater meditiert, den Arm ausgestreckt auf das angewinkelte Knie gestützt. Ob wir zusammen in einem Zelt schlafen, fragt uns Ibrahims Mutter. «Evlü», verheiratet, lösen wir mit einer kleinen Notlüge die Bedenken auf. Soll die Türkei in die EU? Ismail wirkt etwas verlegen, sucht nach Worten. Er zieht die

Schultern hoch und sagt schliesslich: «Çok güzel!» Es wäre sehr schön. Mehr will er zu diesem Thema nicht sagen.

Wie Millionen von Türken hat Ismail in Deutschland gearbeitet, zwei Jahre war er als Maurer in Mainz. Fast scheint es, als ob er enttäuscht wäre von der ablehnenden Haltung Europas, insbesondere Deutschlands, gegenüber dem Bittsteller Türkei, der schon vor über 40 Jahren an die Tür der damaligen EG klopfte.

Auch die Eltern von Yücel und Yusuf, bei denen wir anderntags eingeladen werden, zeigen sich zum Thema EU wortkarg. Lieber sprechen sie über ihre Kinder. Yücel Mutter zeigt auf das Foto hoch oben an der Wand, von der ein Mädchen mit grossen Augen herunterblickt. Ihr Enkelkind, das – wie ihr Sohn – in Deutschland lebt. Auch der 20-jährige Yücel wird diesen Sommer die Familie verlassen, um in der boomenden Metropole Izmir als Keller zu arbeiten.

Beim Abschied müssen wir wieder einmal darum kämpfen, unsere Reise mit dem Fahrrad fortfahren zu können. «Weshalb mit dem Fahrrad, wenn es mit dem Auto so einfach geht?» fragt Yusufs Vater verdutzt und zeigt auf den alten Fiat im Garten, wo bereits die Grundmauern des Hauses für seinen jüngsten Sohn und seine zukünftige Frau aus dem Gras ragen.

Lieber nach Amerika

In der kleinen Stadt Amasia, rund 200 Kilometer nördlich von Sorgun, lernen wir Veli kennen, der neben der Uni als Barkeeper jobbt. Das Barlokal bebt unter den Klängen der türkischen Rockband «Manga». Veli hat die Musik voll aufgedreht, er ist schlecht gelaunt; er hat Streit mit seinem Professor, und die Frau, wegen der er in diese Stadt gezogen ist, hat einen andern Mann geheiratet. Er legt das Handy weg, auf dem er Saddam und Bush mit Säbeln gegeneinander kämpfen liess. Wir bestellen Çai. Das gebe es hier leider nicht. Dafür serviert uns Veli stolz eine Hot Chocolate aus der Mikrowelle. Er habe die Nase voll von dieser Stadt, hier sei nichts los und Arbeit gebe es nach der Universität auch nicht, sagt Veli, der zu den wenigen türkischen Christen zählt und gerne Marilyn Manson hört.

Am liebsten würde er ins Ausland gehen, nach Amerika, wegen der Sprache und weil er in diesem Land einen Schmelztiegel der Kulturen sieht. Weshalb nicht nach Europa? «Die wollen uns nicht.» Veli unterstreicht seine Worte wie ein Rapper mit den Händen. Einen EU-Beitritt der Türkei bezeichnet er als «eine Illusion». Nachdenklich schaut er unter seiner Baseball-Mütze hervor. «Wenn Atatürk noch lebte, dann würde uns Europa nicht verschmähen.»

SCHRIFTSTELLER ORHAN PAMUK

Türkisches Trilemma

Der 53-jährige türkische Schriftsteller Orhan Pamuk erhält dieses Jahr den Friedenspreis des deutschen Buchhandels. Er habe, so die Begründung, ein Werk geschaffen, «in dem Europa und die muslimische Türkei zusammenfinden». Seine Bücher drehen sich häufig um das Thema Identitätsverlust in einer Kultur, die zwischen Orient und Okzident zerrissen ist. Vor allem für die jüngere Generation ist Pamuk zum Symbol für eine aufgeklärte Türkei geworden.

In seinem Roman «Schnee» (Hanser-Verlag) analysiert Pamuk das Dilemma der heutigen Türkei, das eigentlich ein Trilemma ist: Das Land steckt im Widerstreit zwischen europäisch-demokratisch geprägten Intellektuellen, dem Militär, das den laizistischen Westkurs des Republikgründers Atatürk notfalls mit harter Hand durchsetzt, und den Islamisten, die – gera-

de unter Berufung auf die Menschenrechte – der Religion wieder mehr Einfluss auf die Gesellschaft gewähren wollen.

Pamuk setzt seinen Romanhelden und Dichterkollegen Ka einem Kreuzfeuer der Kritik aus. Ein Islamist hält ihm etwa vor: «Du bist ein Sklave der Europäer. Weil du ein bisschen europäisiert worden bist und gelernt hast, die Religion und die Traditionen deines Volkes herzlich zu verachten, hältst du dich für den Herrn dieser Nation. Vielleicht äusserst du ein oder zwei Worte gegen die Unterdrückung von Islamisten und Kurden, aber insgeheim heisst du den Militärputsch gut.»

Eine Intellektuellenschelte bekommt Ka aber auch von einem Militärschergen zu hören: «Ihr redet von ‚Demokratie‘, und dann arbeitet ihr mit denen zusammen, die das islamische Heilige Recht wollen. Ihr redet von ‚Menschenrechten‘

und verhandelt mit Mördern und Terroristen... Ihr sagt ‚Europa‘ und schmeichelt euch bei den Islamisten ein, den Feinden Europas.»

Pamuk tritt entschieden für die Einbindung der Türkei in die Europäische Union ein: nur so könne sich die Türkei zu einem prosperierenden, demokratischen und toleranten Land entwickeln. Pamuk hat sich mit seinen unverblühten Worten, namentlich auch über den Völkermord an Armeniern 1915, unter türkischen Nationalisten viele Feinde geschaffen. Sie werden ihm den Friedenspreis des deutschen Buchhandels als Lohn des angeblich in Europa gern gehörten Nestbeschmutzers ankreiden. Seine Antwort steht bereits in «Schnee»: «Der Europäer verachtet meistens gar nicht. Wir schauen ihn an und verachten uns selbst.»

Daniel Goldstein

WEITE WELT

Flagge zeigen

BERNARD IMHASLY

Die Halbinsel von Saurashtra im indischen Bundesstaat Gujerat ist eine trockene Wüstenregion, die selbst in Küstennähe nicht mehr als eine Ernte im Jahr zulässt, und auch dies nur bei guten Monsunregen. Doch es ist eine Landschaft, die getränkt ist von Geschichte und Geschichten. Der Pandava-Clan, der das Mahabharata-Epos bevölkert, hat hier gehaust. Krishna ist in Dwarka gestorben, am äussersten Ende der langen Küstenlinie. Auch Somnath liegt an derselben Küste, der Shiva-Tempel, für dessen Goldschätze sogar Beutezüge aus dem fernen Afghanistan unternommen wurden. Dessen sieben Zerstörungen sind Teil der politischen Mythologie Indiens geworden. Denn die Raubritter waren Muslime und die Opfer Hindus. Dies hat Somnath zu einem Kampfsprung für Hindus gemacht, die für das vergangene Unrecht noch immer Wiedergutmachung fordern.

Die Farbe der Toleranz

Die grünen Wimpel des Islam, die man bei der Fahrt entlang der Küstenstrasse zwischen Dwarka und Somnath über den zahlreichen Schreinen flattern sieht, erscheinen daher wie Grenzmarken islamischer Aussenposten in einem von Hindus bevölkerten Feindesland. Mein Fahrer war ein Muslim, und jedes Mal, wenn er an einem dieser Gebetsstätten vorbeifuhr, trat er auf die Bremse und murmelte einige Gebete. Doch als ich ihn einmal anhalten liess, stellte ich zu meinem Erstaunen fest, dass es ein Hindu-Tempel war. Auch beim zweiten Mal war es der Schrein einer «Mataji», einer der vielen Mystikerinnen, die hier gelebt hatten und inzwischen selbst zur «Devi», zur Göttin geworden waren.

Plötzlich wurde mir klar, dass die grüne Farbe kein islamisches Hoheitszeichen war, sondern ein wehendes Symbol der Vereinigung beider religiösen Traditionen. Grün ist auch die Farbe der Sufis, der islamischen Mystiker, welche die Allgegenwart des Göttlichen predigten, unabhängig von Form und Namen, die eine Kultur ihm geben mochte. Grüne Flaggen wehten daher auch über den Schreinen der Hindu-Devis, über dem Krishna-Tempel und jenem für Hanuman, dem hinduistischen Affengott.

Die Trikolore und der Affengott

Mitten in dieser von altem Religionshass geprägten Region begegnete ich hier einer Tradition von Toleranz gegenüber dem Andersgläubigen. Einer der immer noch lebenden Sufis hiess sogar Ramdev Pir, die bewusst gewählte Koppelung eines Hindu-Namens mit dem islamischen Namen für einen Weisen. Und die vielen Mataji-Schreine zeigten, dass die Toleranz – trotz mittelalterlich anmutenden patriarchalischen Strukturen – auch Frauen-Heiligen und Muttergottheiten einschloss.

Selbst eine fremde Nationalität schien bei der lokalen Bevölkerung keine Berührungsangst hervorzurufen. In Mocha besuchte ich den Ashram von Santosh Giri, einer Frau, die den kleinen Hanuman-Tempel unterhält und darum herum einige Hütten eingerichtet hat für Bettelmönche, die zwischen Somnath und Dwarka auf Wanderschaft sind.

Dass eine Frau den Dienst in einem Hanuman-Tempel ausübt, ist ungewöhnlich genug. Der Affengott ist der Schutzpatron der unverheirateten Männer. Normalerweise darf eine Frau einen solchen Tempel nur betreten, wenn sie die Hände hinter ihrem Rücken verbirgt. In Mocha tat nicht nur eine Frau ihren Dienst, es war zudem eine Französin, die seit 35 Jahren auf der Halbinsel lebt. Mit dem Orange von Hanuman waren auch die Farben ihrer Trikolore im Grün der Sufi-Flagge aufgegangen.

Der Autor ist «Bund»-Südasienskorrespondent und lebt in Neu-Delhi.

Impressum

Redaktion: Alexander Sury (Leitung), Barbara Birchler (Gestaltung), Daniel Di Falco, Patrick Imhasly, Christine Iselin-Kobler, Sandra Leis (Literatur), Margareta Sommer (Bild).